

EUROPÄISCHE HOCHSCHULSCHRIFTEN



Andreas Mohr

Eheleute, Männerbünde, Kulttransvestiten

Zur Geschlechtergeschichte
germanischsprachiger *genites*
des ersten bis siebten
Jahrhunderts



PETER LANG

1. Fragestellung und theoretische Reflexionen

Seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts ist die historische Forschung die Fragen nach Geschlechterbeziehungen in vorindustriellen Kulturen, nach den verschiedenen Erscheinungs- und Ausdrucksformen sexueller Phänomene, deren rechtlicher wie ethischer Sanktionierung, verstärkt angegangen. In der Altertumswissenschaft lag das Augenmerk bislang hauptsächlich auf Arbeiten, die sich mit der Analyse geschlechterhistorischer Probleme der griechischen und römischen Geschichte befassen. Die vorliegende Studie wird sich dagegen den in dieser Hinsicht noch verhältnismäßig wenig erforschten kontinentaleuropäischen, germanischsprachigen Völkern Mittel- und Nordeuropas zuwenden. Sie dient dem Ziel, verschiedene Aspekte der Geschlechterverhältnisse und deren strukturelle Zusammenhänge am Beispiel frühgeschichtlicher Siedlungsgruppen der römischen Kaiserzeit sowie der Epoche der Völkerwanderung herauszuarbeiten. Methodisch geht die Studie komparatistisch vor, d.h. sie stellt einen auswertenden Vergleich zwischen den in den Quellen nachvollziehbaren geschlechterhistorischen Strukturen bei verschiedenen gentilen Gruppierungen des Untersuchungszeitraumes an.

Es ist im Folgenden der Fragestellung nachzugehen, welche Ausprägungen des geschlechtlichen Lebens anhand des Quellenmaterials für einzelne, exemplarisch gewählte, germanischsprachige *gentes* nachweisbar sind. Welche Termini finden sich zur Benennung sexueller Erscheinungsformen? Weisen die Texte römischer und griechischer Autoren Begriffe auf, die beispielsweise die verschiedenen Formen der Ehe bei germanischsprachigen Völkern bezeichnen und bewerten? Sind konkrete Termini in Bezug auf männliches, gleichgeschlechtliches Verhalten erkennbar? Ausgehend von dieser Phänomenologie ist die Struktur der Geschlechterverhältnisse zu eruieren und darauf basierend zu fragen, ob einzelne Erscheinungsformen der Sexualität möglicherweise institutionell untermauert waren. Außerdem sind die gesellschaftliche wie rechtliche Behandlung sexuell determinierten Verhaltens sowie damit verbundene Werturteile zu thematisieren. Die Untersuchung konzentriert sich aufgrund der Quellenlage auf Phänomene, die „andersgeschlechtliches“, „gleichgeschlechtliches“ sowie „transvestitisches“ Verhalten betreffen. Bei der Erschließung jener Geschlechterverhältnisse bei frühgeschichtlichen Völkern Mittel- und Nordwesteuropas arbeitet diese Studie vielfach

mit Hypothesen. Zu spärlich sind die Berichte der griechischen und römischen Autoren, zu weit liegen sie oft zeitlich auseinander, als dass sich auf der Basis dieser Texte gänzlich gesicherte Aussagen treffen ließen. Hinzu kommt, dass die Berichte häufig durch die spezifischen Intentionen der antiken Autoren und deren daraus resultierender *causa scribendi* beeinflusst werden, die ihrerseits zumindest teilweise aus den sexualethischen Konzepten dieser Verfasser des Schriftmaterials resultieren. Die Reflexion jener methodischen Bedingungen sowie der eigenen eventuellen Moralvorstellungen und Vorurteile erscheint daher als unabdingbare Voraussetzung für eine Annäherung an die geschlechterhistorische Problematik bei den frühgeschichtlichen und völkerwanderungszeitlichen Kulturgruppen östlich des Rheins und nördlich der Donau.

Zunächst sei darauf verwiesen, dass es sich bei dem Terminus „Germanen“ um einen seit der Wiederentdeckung der *Germania* des Tacitus im 15. Jahrhundert verbreiteten Kunstbegriff handelt, der eine Vielzahl heterogener Siedlungs- und Kulturgruppen umfasst.¹ Ein „gemeingermanisches Bewußtsein“ hat unter den von der neueren Forschung als „germanischsprachig“ bezeichneten Völkern und Kulturen nicht existiert. JARNUT hat in jüngerer Zeit betont, dass der seit dem ersten Jahrhundert in der römischen Historiographie gebräuchliche Germanenname auf einer Konstruktion Caesars basiert.² Die Lexeme *Γερμανοί* (griech.) und *Germani* (lat.) erweisen sich in den antiken Quellen als Fremdzuschreibungen römischer und griechischer Autoren des Altertums, um summarisch sämtliche östlich des Rheins und nördlich der Donau siedelnden Völkerschaften zu benennen. Zwar fand der Germanenname bereits in der Zeit vor Caesars Gallienkriegen in der Feder des griechischen Autors Poseidonios Verwendung, doch erst Caesars Werk war es, welches diesen Begriff – wie JARNUT ausführt – „zumindest populär und für seine poli-

¹ Siehe hierzu die Darstellung bei Pohl, Walter: Die Germanen (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, Bd. 57), München 2000, S. 1-10, 45-115; sowie Wenskus, Reinhard: Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen *gentes*, Köln, Graz 1961. In Anlehnung an Pohls Darstellung spreche ich durchweg von „germanischsprachigen *gentes*“, wohlwissend, dass eine – wie auch immer strukturierte – germanischsprachig-barbarische „Kulturzone“ im nördlichen Europa während der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderung eine Fülle unterschiedlicher Traditionsvverbände, Siedlungsgruppen, Kultverbände, politische wie soziale Strukturen umfasst und sich völkerübergreifend lediglich sprachliche oder partiell auch kulturge schichtliche Analogien feststellen lassen.

² Jarnut, Jörg: Germanisch. Plädoyer für die Abschaffung eines obsoleten Zentralbegriffes der Frühmittelalterforschung, in: Pohl, Walter (Hg.): Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 8), Wien 2004, S. 107/108.

tischen Ziele dienstbar gemacht hat“.³ In den folgenden Jahrhunderten diente der von Caesar etablierte Germanen-Begriff als Vorbild für einen ethnographisch strukturierten Sammelbegriff, unter dem sich mehr oder weniger pauschal sämtliche „barbarischen“ Bewohner nördlich der Donau und östlich des Rheins subsumieren ließen. Caesar erwähnt beispielsweise, einstmals seien die Kelten tapferer gewesen als die *Germani*; diese jedoch lebten auch zu seiner, also Caesars Zeit, noch so arm, bedürftig und begnüssam wie früher, während die Kelten durch die Nähe zur römischen Provinz zu Genuß und Überfluß gelangt seien.⁴ Offensichtlich will Caesar, anders als die früheren griechischen Autoren, den Unterschied zwischen keltischer und germanischsprachiger Bevölkerung deutlich hervortreten lassen,⁵ sei es, um seinen militärischen Rückzug aus der *Germania* im Jahre 55 v. Chr. zu rechtfertigen oder zu implizieren, die von ihm *Germani* genannten Siedlungsgruppen eigneten sich nicht für die Integration in den Kulturraum der römischen Zivilisation.

Caesar „kreierte“ mit seinem Kommentar förmlich einen neuen Germanenbegriff: Auch die geographische Scheidelinie des Rheins als vermeintliche Grenze zwischen keltischer und „germanischer“ Siedlungszone geht auf den römischen Politiker und Feldherren zurück. Dieser Germanenterminus entpuppt sich bei genauerem Hinsehen jedoch als „Kampfbegriff“ der Römer; er erscheint nicht als Selbstzuschreibung der innerhalb des von Caesar als *Germania* bezeichneten Terrains siedelnden ethnischen Gruppierungen.⁶ Von größter Bedeutung für eine „Weiterentwicklung“ und inhaltliche Ausschmückung dieses Germanenverständnisses erwies sich insbesondere die *Germania* genannte Schrift des Tacitus, die den von Caesar geprägten Terminus aufgriff und ihn mit zahlreichen kulturgeschichtlichen Details anreicherte. Nach der Wiederentdeckung der einzig überlieferten *Germania*-Handschrift während des 15. Jahrhunderts in der Bibliothek des Klosters Hersfeld sorgte die Rezeption dieser Schrift auch für die allmähliche Entstehung des neuzeitlichen „Germanentopos“ in den Kreisen hauptsächlich deutschsprachiger Intellektueller, der zunehmend in die geschichtswissenschaftliche, philo-

³ Ebenda, S. 107.

⁴ Caesar, C. Iulius: Commentariorum belli gallici, VI, 24: in: Schönberger, Otto (Hg.): C. Iulius Caesar. Der Gallische Krieg (Sammlung Tusculum), München, Zürich 1990, S. 286, 288.

⁵ Zeitler, W.M.: Zum Germanenbegriff Caesars, Der Germanenexkurs im sechsten Buch von Caesars *Bellum Gallicum*, in: Beck, Heinrich (Hg.): Germanenprobleme in heutiger Sicht (Ergebnisbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. 1), Berlin, New York 1986, S. 49.

⁶ Jarnut: Germanisch, S. 108.

logische und archäologische Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts Eingang fand und schließlich ideologisch umgedeutet und instrumentalisiert wurde.⁷

Hatte Tacitus an der Wende vom ersten zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert die römische Fremdzuschreibung *Germani* noch auf die zeitgenössischen Einwohner des Landes östlich des Rheins und nördlich der Donau zur Anwendung gebracht, so wurde der Germanenname während der Völkerwanderungszeit, also zwischen dem späten vierten und siebten Jahrhundert, als Sammelbegriff nur noch gebraucht „um die Bewohner Germaniens in ferner Vergangenheit zu benennen“.⁸ Die römischen und griechischen Autoren der Spätantike bezeichneten ihre germanischsprachigen Zeitgenossen hingegen mit einem jeweils „gentil“ geprägten Volksnamen: nämlich als Goten, Vandalen, Franken oder Burgunder, wobei ein Bezug zu einem supragentilen „Germanenbegriff“ nicht mehr erkennbar ist.⁹ Und auch die Angehörigen der mit dem *Imperium Romanum* zusammentreffenden germanischsprachigen Völker kennzeichneten sich selbst in den Quellen, die auf uns gekommen sind und beispielsweise als lateinischsprachige Rechtsquellen den völkerwanderungszeitlichen *regna* der Franken, Goten oder Burgunder zuzurechnen sind, als das, was sie in ihrer eigenen Sicht waren: als die Gruppen der *Francia*, *Vandalia*, *Burgundi* oder *Goti*. Ein auf übergeordneter Ebene rangierendes Bewusstsein für die gemeinsame Zugehörigkeit zu einem mehr oder weniger nebulösen Verband der „Germanen“ war diesen Menschen offenbar fremd.¹⁰

Das Selbstbewusstsein bezüglich der eigenen Ethnie war innerhalb des *Imperium Romanum* seit der Prinzipatszeit antik-imperial, bei den außerhalb des Reiches stehenden germanischsprachigen Völkern aber „gentil“ geprägt. Eine entscheidende Rolle spielt in diesem Zusammenhang in der neueren Forschung insbesondere der Begriff der *gens*.¹¹ Der Verband der *gens* ist im Sinne einer ständigen

⁷ Beck, Heinrich: Art. Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde, in: Beck, Heinrich, Jankuhn, Herbert, Ranke, Kurt, Wenskus, Reinhard (Hgg.): Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 11, 2. Auflage, Berlin, New York 1998, S. 420-438; Jarnut: Germanisch, S. 107, 111/112; Springer, Matthias: Zu den begrifflichen Grundlagen der Germanenforschung, in: Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden 44, 1990, S. 169-177.

⁸ Jarnut: Germanisch, S. 108.

⁹ Ebenda, S. 109/110.

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Goetz, Hans-Werner: Gentes. Zur zeitgenössischen Terminologie und Wahrnehmung ostfränkischer Ethnogenese im 9. Jahrhundert, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 108, Heft 1-2, 2000, S. 85-116; Goetz, Hans-Werner: Gentes et linguae. Völker und Sprachen im Ostfränkisch-deutschen Reich in der Wahrnehmung der Zeitgenossen, in:

Veränderungen unterliegenden, ethnisch nicht konstanten, sondern offenen Großgruppe zu verstehen, die herrschaftlich organisiert ist – im Falle der *gentes* der Völkerwanderungszeit monarchisch. Die *gens* bildet sich um einen „Traditionskern“. Bei der Entwicklung kulturell-ethnischen Zusammenhalts spielen durch religiösmythische Elemente bedingte Abstammungslegenden – also die Vorstellung von gemeinsamen mythisch-verklärten Vorfahren einer Urzeit – sowie ein Volksname (z.B. Goten, Vandalen, Franken, Sachsen), unter dem sich verschiedene kulturelle Komponenten zusammenfinden konnten, eine entscheidende Rolle. Diese fruhgeschichtlichen „Völker“ wurden durch eine Vielzahl von Faktoren gebildet, zusammengehalten oder konnten auch wieder zerfallen, sie waren mobil, ihre innere Struktur divergierte.¹² Es ist in keinem Fall von einer statischen, gleichbleibenden Auffassung dieser Völkerschaften oder gar einem starren „Stammesbegriff“ auszugehen. Genau jene Agregatzustände derartiger – in Entstehung, Zerfall oder Metamorphose begriffener – *gentes* treten uns in der Völkerwanderungszeit in Gestalt der Völker der Franken, Vandalen, Goten, Burgunder, Sachsen und Gepiden gegenüber; ethnische Gruppen, die erst durch den retrospektiven Blick des neuzeitlichen Forschers zu „Germanen“ werden.

Wenn demzufolge ein monolithischer „Germanenbegriff“ mit all den damit verbundenen ideologischen Implikationen auch als verfehlt erscheint, so sind auf supragentiler Ebene dennoch sprachliche und punktuell auch kulturgeschichtliche Analogien zwischen den germanischsprachigen Völkern der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderung erkennbar, deren Wesentlichste darin besteht, „dass die germanischsprachigen Krieger im römischen und byzantinischen Heer bemerkt haben [müssen], dass sie sich auch dann untereinander verständigen konnten, wenn sie nicht derselben *gens* angehörten, während dies im Normalfall weder mit Hunden, Berbern noch Arabern möglich war“.¹³ Ähnliche, wenn auch häufig schwächer ausgeprägte, kulturanthropologische Übereinstimmungen zwischen einzelnen ger-

Haubrichs, W., Hellgardt, E., Hildebrandt R., Müller, S., Ridder, K. (Hg.): *Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters*, Berlin, New York 2000, S. 290-312; Jarnut, Jörg: Aspekte frühmittelalterlicher Ethnogenese in historischer Sicht, in: Ureland, P. S. (Hg.): *Entstehung von Sprachen und Völkern. Glotto- und ethnogenetische Aspekte europäischer Sprachen*, Akten des 6. Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Tübingen 1985, S. 83-91.

¹² Fried, Johannes: *Gens* und *regnum*. Wahrnehmungs- und Deutungskategorien politischen Wandels im früheren Mittelalter, in: Miethke, Jürgen, Schreiner, Klaus, (Hgg.): *Sozialer Wandel im Mittelalter*, Sigmaringen 1994, S. 73-104.

¹³ Jarnut: Germanisch, S. 109.

manischsprachigen *gentes* finden sich zudem auf der Ebene der Bestattungskultur, der materiellen Alltagskultur (z.B. Herstellung und Gebrauch von Keramik, Kleidung, Schmuck und Waffen) oder hinsichtlich der Siedlungsweise und Sozioökonomie dieser Ethnien.¹⁴

Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen „barbarischen“ Völkerschaften braucht deshalb nicht in allen Fällen auf die „Mikroebene“ der Analyse historischer Strukturen bei einem einzelnen, jeweils singulär ausgewählten, ethnischen Verband (z.B. Franken, Vandalen, Burgunder, Goten) beschränkt zu bleiben, sondern kann sich darüber hinaus durchaus vergleichend der „supragentilen Ebene“ *germanischsprachiger gentes*¹⁵ zuwenden, gerade um die Perspektive der Komparation innerhalb des Spannungsfeldes von Kulturaustausch und kulturanthropologischer Analogie in Spätantike, Völkerwanderungszeit und Frühmittelalter erneut in den Gang der Forschung zu integrieren. Selbstverständlich handelt es sich auch bei diesem Regress auf eine „supragentile Ebene“ nicht um in den schriftlichen wie archäologischen Quellen fassbare Selbstzuschreibungen der germanischsprachigen Zeitgenossen des ersten nachchristlichen Jahrtausends, sondern um retrospektive Schlüsse eines (post-)modernen Historikers. Die Arbeit mit derartigen (Hilfs)-

¹⁴ Vgl. Uslar, Rafael von: Germanische Sachkultur in den ersten Jahrhunderten nach Christus. Mit einem Beitrag von Joachim Boessneck, Köln, Wien 1975, S. 9-15, 17-36, 56-79, 86-88.

¹⁵ Jarnut: Germanisch, S. 113. Jarnut macht für den Fall, dass es im Rahmen eines wissenschaftlichen Forschungsprojektes angebracht sein sollte, diese einzelnen Völkerschaften unter einem Sammelbegriff zu fassen, den Vorschlag, sie als „germanischsprachig“ zu bezeichnen, er weist jedoch auch darauf hin, dass man dies „im übrigen nur sehr vorsichtig und zurückhaltend“ tun solle. Ebenso zieht er das Adjektiv „barbarisch“ in Betracht. Jarnut ist hierin beizupflichten, da gerade auf dem Gebiet der Ethnogenese- und Kulturgeschichtsforschung durch die allzu sorglose Verwendung des Terminus „germanischsprachig“ die Gefahr entstehen könnte, dass das Lexem „germanischsprachig“ einfach als Platzhalter an die Stelle des alten, obsoleten „Germanenbegriffs“ tritt und über diesen Neologismus erneut eine „Pseudo-Nähe“ zum Forschungsobjekt und emotional aufgeladene „Identitätsstiftung“ beim postmodernen Leser erzeugt wird. Auch wenn das Bewusstsein für diese Problematik keinesfalls außer Acht zu lassen ist, richtet die vorliegende Untersuchung aus methodischen Gründen ihren Fokus bewusst auf eben jene supragentile Ebene „germanischsprachiger“ *gentes*. Zwar ist ethnogenetisch, politisch und kulturgeschichtlich deutlich zwischen diesen einzelnen Völkerschaften zu unterscheiden, gerade aber der vergleichende Blick auf eine größer gefasste Gruppierung „barbarischer“ Ethnien vermag strukturelle Zusammenhänge zwischen diesen frühen Gesellschaften, mögliche kulturgeschichtlich bedeutsame Überschneidungen oder eben auch Brüche und Differenzen aufzuzeigen. Zwar stellt auch das hypothetische Postulat der kulturhistorischen Existenz einer Gruppe „germanischsprachiger“ Völker zweifelsohne ein artificielles Konstrukt der Forschung dar, jedoch im Rahmen dieser Studie im Sinne eines begründeten „heuristischen“ Grundbegriffs. Diese Denkkategorie ist lediglich als methodische Folie zu verstehen, auf deren Hintergrund eine vergleichende Analyse durchzuführen ist, ohne damit gleichsam eine monolithisch anmutende ethnogenetisch-kulturelle „Einheit“ aller germanischsprachigen Völker implizieren zu wollen.

Konstruktionen erscheint aber unter derjenigen methodischen Prämisse als legitim, dass man sich ihres Wesens als konstruiertem Hilfsartefakt der Forschung bewusst bleibt und nicht der Versuchung erliegt – noch dazu in einer ideologisch aufgeladenen und uminterpretierten Form, wie im Zuge des Germanentopos des 19. und frühen 20. Jahrhunderts leider der Fall – das lediglich zum eigenen ordnenden Überblick geschaffene Künstliche anachronistisch in die Quellen „hineinzulesen“ und den antiken sowie frühmittelalterlichen Akteuren germanischsprachiger Provenienz eine Eigenwahrnehmung zu unterstellen, die lediglich der wissenschaftlichen Ideen- und Begriffswelt des beginnenden 21. Jahrhunderts verpflichtet ist.

Dem Vorschlag MILDENBERGERS folgend,¹⁶ wird im Folgenden die Zeit von circa 500 v. Chr. bis um Christi Geburt als **vorrömische Eisenzeit**, die Zeit etwa von Christi Geburt bis zum Ende des vierten Jahrhunderts als **römische Kaiserzeit innerhalb der Germania** aufgefasst. Die sich daran anschließende Phase der **Völkerwanderungszeit**¹⁷ beschreibt die Geschichte und Migrationsbewegungen germanischsprachiger Ethnien vom Ende des vierten bis etwa zum Ende des sechsten Jahrhunderts (vgl. z.B. für die Geschichte des Westgotenreiches das siebente Jahrhundert noch mit einschließlich). Angemerkt sei schließlich, dass es sich hierbei um ein eher grobes chronologisches Raster handelt, da die Entwicklung hin zur Kulturstufe der Eisenzeit in den verschiedenen Regionen Mittel- und Nordwesteuropas zu verschiedenen Zeiten einsetzte, wodurch der Begriff einer „vorrömischen Eisenzeit“ seit etwa 500 v. Chr. als von regionalen Unterschieden geprägt anzusehen ist.

Diese auf kulturgeschichtlicher Ebene vollzogenen Überlegungen sind im Rahmen der vorliegenden Untersuchung mit einem weiteren methodischen Schwerpunkt zu vernetzen: nämlich den Phänomenen von *sex* und *gender* im Rahmen der Geschlechterforschung. Die englischsprachige *gender*-Forschung der vergangenen Jahrzehnte hat den Blick dafür geschärft, dass zwischen den unmittelbar erfahrbaren, körperlichen Geschlechtsmerkmalen des Menschen mit ihren rein physischen Manifestationen, den Geschlechtsteilen, auf der einen und den jeweils historisch und kulturell bedingten *Ausprägungen* geschlechtlich determinierten Verhaltens auf der anderen Seite nicht unerhebliche Unterschiede bestehen. Das

¹⁶ Mildenberger, Gerhard: Sozial- und Kulturgeschichte der Germanen. Von den Anfängen bis zur Völkerwanderungszeit, 2. Auflage, Stuttgart 1977, S. 7-9.

¹⁷ Vgl. hierzu: Pohl, Walter: Die Völkerwanderung: Eroberung und Integration, 2. Auflage, Berlin, Köln, Stuttgart 2005.

chromosomal und genetisch bestimmte Geschlecht, welches durch seine äußerlich sichtbaren, fleischlichen Ausprägungen, die Gonaden, offenbar wird,¹⁸ bezeichnet die angloamerikanische Forschung mit dem Terminus *sex*. Dieser Begriff des *sexus* weist demzufolge lediglich eine biologische, jedoch keine soziale, historisch-kulturelle oder gar religiöse Dimension auf. Er kennzeichnet die medizinische Klassifikation des jeweils als „männlich“ oder „weiblich“ bezeichneten menschlichen Lebewesens, ohne Aussagen zu dessen Geschlechteridentität oder sexuellem Verhalten zu treffen.

Demgegenüber bezieht sich das Lexem *gender* auf eben solche Strukturen geschlechtlicher Identität und erotisch bedingter Verhaltensweisen, die stets in den gesellschaftlichen Rahmen eingebunden sind, der das jeweilige, sich geschlechtlich betätigende, Individuum umgibt. Dieser soziale Rahmen setzt sich wiederum aus unterschiedlichen Faktoren zusammen und institutionalisiert, begrenzt oder ermöglicht dem handelnden Individuum, seine sexuellen Dispositionen in konkretes Handeln und Leben umzumünzen. Ebenso erscheint es jedoch möglich, dass die das Individuum umgebende Gesellschaft einzelne Erscheinungsformen geschlechtlichen Verhaltens negiert und durch restriktive Maßnahmen zu unterbinden bzw. gänzlich aus der Welt zu schaffen sucht. Dieser gesellschaftliche Bezugsrahmen jedes geschlechtlichen Verhaltens und jedes *gender*-Entwurfs beinhaltet eine Fülle von Bestandteilen: Religiöse Auffassungen und Wertvorstellungen bezüglich sexueller Verhaltensweisen, rechtliche Vorgaben und Institute, Gebote und Verbote, den kulturell bedingten Sprachgebrauch einer Gesellschaft über die Konstrukte von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ sowie nicht zuletzt den jeweiligen „Zeitgeist“ und allgemein verbreitete Moralvorstellungen, die verschiedene geschlechtlich begründete Liebes- und Lebensformen entweder institutionell untermauern, ihnen „wertneutral“ gegenüberstehen oder diese ethisch verwerfen. Gerade die Zuschreibungen dessen, was eine Gesellschaft für typisch „männlich“ oder typisch

¹⁸ Reiter, Michel: Theoretische Differenz und symbolische Nähe. Intersexualität als De-markationslinie der Geschlechterdiskurse und Chance theoretischer Entwicklung, in: <http://home.t-online.de/home/agppg/diff.htm>, 2001, S. 1-2. In Anlehnung an die Ausführungen Reiters sei darauf verwiesen, dass diesem Entwurf von *sexus* das Konzept der Bipolarität zugrunde liegt: Demzufolge gäbe es zwei medizinisch klassifizierbare Geschlechter, nämlich „männlich“ und „weiblich“. *Tertium non datur*. Reiter weist zu Recht darauf hin, dass die genetisch-biologische Disposition des Menschen neben diesen beiden sexualen Polen in Gestalt androgyner, hermafroditischer Menschen eine Ergänzung erfährt, die ihrerseits wiederum eine Fülle intersexueller Schattierungen aufweisen kann. Die Sphäre des *sexus* erschien somit weit vielschichtiger als bislang in der Fachwelt angenommen.

„weiblich“ hält, sind in hohem Maße vom *imaginaire*, von wandelbaren Mentalitäten und Vorstellungswelten abhängig, die von Volk zu Volk, von Land zu Land und von Epoche zu Epoche divergieren. *Gender*-Entwürfe und die damit verbundenen rechtlich, sozial und religiös umrissenen Ausdrucksformen sexuellen Verhaltens oder auch sexueller Abstinenz erweisen sich somit als kulturell und nicht als biologisch bedingt; sie sind historisch determinierte, *kulturanthropologische* Erscheinungen und keine „Naturphänomene“. Als Beispiele für solche, von der jeweils sie umgebenden Zivilisation umrahmten und geschlechtlich bestimmten Lebensformen sind beispielsweise die bei verschiedenen Völkern stets anders ausgestalteten, unterschiedlichen Formen der Ehe zu nennen, aber auch Polygamie, institutionalisierte Formen gleichgeschlechtlichen Verhaltens oder kultischer Geschlechtswechsel, z.B. im Rahmen des Schamanismus.

Dieser kulturgeschichtlich geprägte Begriff der *gender*-Entwürfe und *gender*-Identität(en) von Menschen vergangener Epochen weist seinerseits mehrere Dimensionen auf: Zum einen das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einem biologisch bestimmbaren Geschlecht mitsamt den jeweils damit verbundenen kulturell geprägten Zuschreibungen von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“; zum anderen das sexuelle Begehr *per se*, welches sich sowohl auf andersgeschlechtliche wie gleichgeschlechtliche Objekte der Erotik richten kann. *Gender*-Identität stellt somit ein komplexes soziales Konstrukt dar. Jene kulturell, historisch und sozial bedingten Ausdrucksformen geschlechtlichen Verhaltens und geschlechtlicher Identität(en) sind jedoch grundsätzlich zu unterscheiden von dem Phänomen, dass als *anthropologische Konstante* sexuelle Kontakte sowohl zwischen Personen des gleichen Geschlechts, als auch in Form männlich-weiblicher Sexualbeziehungen in allen Kulturen und historischen Epochen, über die wir schriftlich fixierte Aufzeichnungen besitzen, existiert haben. *Unterschiedlich* waren und sind jedoch rechtliche Behandlungen erotisch konnotierter Lebens- und Liebesformen, ethische Werturteile über sexuelles Verhalten sowie dessen eventuelle Institutionalisierung oder gesellschaftliche Konzeption.

Der durch die englischsprachige Forschung nachgezeichnete Gegensatz von *sex* versus *gender*¹⁹ ließe sich – auf das Thema der vorliegenden Studie übertragen

¹⁹ Ebenda, S. 1. Die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* geht auf die sexualwissenschaftliche Forschung der 1950er Jahre zurück. John Money trennte erstmals um 1955 zwischen *gender* als sozialem und *sex* als biologischem Geschlecht. Selbstredend erweist sich diese Annahme als akademisches Konstrukt: Money postulierte die Genese eines sozialen Geschlechts (*gender*) des Men-

und mit den methodischen Überlegungen zum „Germanenbegriff“ verbunden – etwa wie folgt fokussieren: Während der römischen Kaiserzeit und der Epoche der Völkerwanderung siedelten nördlich und nordöstlich des *Imperium Romanum*, entlang der Flussläufe von Rhein und Donau, verschiedene Völkerschaften, die als eine „Gruppe“ germanischsprachiger *gentes* angesprochen werden können, da die Mitglieder der einzelnen – jedoch jeweils ethnisch und politisch deutlich von einander zu differenzierenden – Verbände in sprachlicher sowie partiell kultureller Hinsicht einige Analogien zueinander aufwiesen.²⁰ Die Sozialstruktur dieser Gruppierungen war „gentil“ orientiert. Jene Völker standen sowohl wechselseitig miteinander als auch jeweils bipartit mit dem Römischen Reich in regem Kontakt und interkulturellem Austausch: Erinnert sei in diesem Zusammenhang beispielsweise an die zahlreichen germanischsprachigen Soldaten im spätromischen Heer. In diesen Gesellschaften waren während des fraglichen Zeitraumes sowohl männlich-weibliche als auch männlich-männliche sowie weiblich-weibliche Sexualkontakte virulent.

Jedoch sind es die rechtlich eingerahmten, ethisch sanktionierten oder tolerierten, historisch und sozial geprägten *Ausdrucksformen* geschlechtlichen Verhaltens und die Strukturen der Geschlechterordnung, eben jene ständigen Veränderungen unterliegenden *gender*-Entwürfe, welche sich einzig in den Nachrichten der griechischen und römischen, punktuell auch germanischsprachigen Quellen (man denke hier z.B. an die gotische Ulfila-Bibel des vierten Jahrhunderts) niederschlagen, während die dahinter zu vermutende pure Existenz unterschiedlicher Erscheinungsformen des Sexualverhaltens bei jenen frühen Völkern, also andersgeschlechtliche, gleichgeschlechtliche und transvestitische Verhaltensweisen – zu verstehen als anthropologische Konstante, die grundsätzlich in allen Kulturen zu allen Zeiten der Menschheitsentwicklung anzutreffen ist – sich dem unmittelbaren Zugriff des Kulturhistorikers entzieht.

Zudem wird dem gegenwärtigen Forscher der Zugang zur mentalitätsgeschichtlichen Dimension der Geschlechterverhältnisse in vorindustriellen und

schen durch den frühkindlichen Spracherwerb im Vorschulalter, dieser würde – so der Ansatz der 1950er Jahre – nur durch die Wahrnehmung eindeutig in „männlich“ und „weiblich“ zu klassifizierender und damit zu differenzierender primärer Geschlechtsmerkmale gewährleistet. Diese These ist insofern unvollständig, als dass sie die Existenz intersexueller Zwischenstufen von vornherein nicht in Betracht zieht.

²⁰ Vgl. Jarnut: Germanisch, S. 109, 113 sowie die methodischen Ausführungen in Anmerkung Nr. 15.

vormodernen Gesellschaften erschwert durch die Tatsache, dass den Völkern des Altertums und des Mittelalters ein Denken in polymorphen „sexuellen Orientierungen“ und/oder „sexuellen Identitäten“ völlig unbekannt war;²¹ also die Vorstellung, dass ein Individuum *durch* sein Agieren auf sexuellem Gebiet als Angehöriger einer sozial festgefügten, sich selbstreflektierend als „heterosexuell“, „homosexuell“ oder „bisexuell“ einstufenden, Gruppe von Menschen erkennbar und klassifizierbar werde. Diesem Denkmuster liegt die Idee zugrunde, dass im jeweiligen soio-sexuellen Verhalten des Einzelnen dessen – als mehr oder weniger unveränderbar gedachte – „sexuelle Orientierung“ offenbar werde, dass also jeder einzelne Mensch *durch* sein Verhalten beispielsweise *zum* Ehemann, *zum* Homosexuellen oder aber *zur* Prostituierten werde. Dieses *gender*-Konzept wurde geistesgeschichtlich während der Reformationszeit vorbereitet, von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts wesentlich geprägt und befördert und erreichte seinen gesellschaftlichen Durchbruch in der bürgerlichen Sexualethik des 19. Jahrhunderts.

Aus Gründen einer leserfreundlichen Aufbereitung der Ergebnisse orientiert sich die Gliederung der Kapitel des Hauptteils an der inhaltlichen Füllung der einzelnen geschlechtergeschichtlichen Phänomene (z.B. Ehe, Ehrerecht, Promiskuität, gleichgeschlechtliches Verhalten etc.). Diese Form der Darbietung beabsichtigt keineswegs, damit die anachronistische Deutung zu implizieren, es sei den Angehörigen verschiedener germanischsprachiger *gentes* etwa um eine begriffliche sowie sozial-lebensweltliche Abgrenzung von „Heterosexualität“ versus „Homosexualität“ als den Mitgliedern ihrer jeweiligen gentilen Verbände zu eigenen „sexuellen Orientierungen“ oder „Identitäten“ im Sinne des Theoriezusammenhangs des 19. bis 21. Jahrhunderts gegangen.

²¹ Vgl. Hergemöller, Bernd-Ulrich: Die Konstruktion des *Sodomita* in den venezianischen Quellen zur spätmittelalterlichen Homosexuellenverfolgung, in: Dinges, Martin (Hg.): Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Göttingen 1998, S. 101.